Sonntags-Beilage des Halle'ſchen Tageblattes

Nr. 50. Sonntag, 9. Dezember. 1888.

Warum heirathen Sie nicht?

Ein feuilletoniſtiſches Rechen-Exempel.

[Nachdruck verboten.)

Man war bei den Knackmandeln. Die Champagner-Kobolde hatten bereits ihre Schuldigkeit gethan und die Tiſchgeſellſchaft, welche aus einer zwar nicht zahlreichen, aber deſto erleſeneren Schaar intereſſanter Männer und anmuthiger Frauen ſich zuſammenſetzt, in jene undefinirbare, gehobene Stimmung verſetzt, welche dem Lachen dieſelben Conceſſionen zu machen bereit iſt, wie dem Weinen. Ich würde ſie „prickelnd" nennen, wenn ich einen viel angewandten Ausdruck gebrauchen wollte, bei dem Jeder etwas Anderes denkt und fühlt, und hinter dem ſich alle Diejenigen zu verſchanzen pflegen, denen für gewiſſe Begriffe die rechten Worte fehlen. Man befand ſich, um kurz zu ſein, in jenem ſuperlativen Wohlbehagen, das ſelbſt gewagte Scherze ebenſo nachſichtig hinnimmt, wie es auf tiefernſte Dinge willig eingeht. Diejenigen Leſer, welche ſich in ähnlicher „Sect-Stimmung" jemals befunden haben, werden mich verſtehen. Auf der mit blendendem Linnen gedeckten Tafel ſah es wüſt aus, ſo wüſt wie nach einer geſchlagenen Schlacht — und in der That war ja auch eine Schlacht geſchlagen worden, allerdings nur eine culinariſche. Es herrſchte jenes Kunterbunt von Weinflaſchen, Gläſern, Tellern, Speiſereſten und Rothweinflecken vor, das wir zur Genüge kennen.

Auch der Geſchützdonner der allgemeinen Unterhaltung hatte nachgelaſſen, man hörte nur noch Tirailleurfeuer und zuweilen nur platzte eine lautere Lachſalve dazwiſchen. Das allgemeine Geſprächsthema war geſpalten worden — man unterhielt ſich gruppenweiſe.

„Was ich doch ſagen wollte". — Dieſe Verlegenheitsphraſe entrang ſich plötzlich den kirſchrothen Lippen meiner blonden Nachbarin zur Rechten, der man das junge Wittwenthum an keiner Miene, keiner Geſte hätte anmerken können. Bei dem Intereſſe, das ich indeß meiner linksſeitigen Nachbarin den Abend über widmete, hatte ich nicht geglaubt, daß die Phraſe mir gegolten, bis eine leiſe Berührung mit dem graziös zuſammengezogenen Spitzenfächer mir die Gewißheit gab, daß ich die Adreſſe ſei.

„Meine Gnädigſte?! — gab ich pflichtſchuldigſt zur Antwort, indem ich mich nach rechts wendete.

„Eine Gewiſſensfrage nur —"

„Und die wäre?" fragte ich, nicht ohne Zeichen geſpannter Neugierde.

„Sagen Sie, lieber Doktor, — warum heirathen Sie nicht?"

Warum ich nicht heirathe? Die Frage machte mich verlegen. Ein beſonders geſcheidtes Geſicht mußte ich im Moment der Frageſtellung nicht gemacht haben, denn, meine Verlegenheit benutzend, ließ mir die Fragerin nicht einmal Zeit zu antworten, ſondern ſprach, die einzelnen Stäbe des Fächers mit den ſchlanken Fingern langſam auseinander ſchiebend, weiter:

„Ein Mann, wie Sie, der die Jahre und das Zeug hat, eine Frau zu beglücken, müßte eigentlich ſchon verheirathet ſein!"

„So?" — ich hatte mich inzwiſchen ſchon erholt, um antworten zu können. — „Nun, meine Gnädige, Sie haben vollkommen Recht — müßte eigentlich. Aber doch nur unter gewiſſen Vorausſetzungen und Umſtänden. Ich aber denke Leſſing'ſch und meine: „kein Menſch muß müſſen", am allerwenigſten heirathen müſſen. Wenn ich aber eine Verpflichtung zum Glücklichmachen von Seiten des Mannes anerkennen ſoll, ſo kann dieſe Verpflichtung doch nur unter dem Geſichtswinkel einer gleichartigen Gegenverpflichtung aufgefaßt werden. Oder glauben Sie, meine Gnädige, wirklich, daß Einſeitigkeit in der Neigung ſchon genüge, eine Ehe zu begründen? —"

„Ha, ha, ha! — das nicht — aber Vermögen!"

„Ihr Lachen, meine Gnädige, klingt ſo ſkeptiſch, als ob Sie eine Ehe aus Neigung für eine Unklugheit, ja für eine Unmöglichkeit hielten."

„Sicherlich für Beides — ſoweit ſich das auf den Mann bezieht. Du lieber Gott — die Männer! Als ob ſich die Männer uns aus Neigung nehmen! Ein reicher Schwiegerpapa iſt die bekannte, die Liebe die unbekannte Größe, das X in der Rechnung mit Gleichungen, die man in der Ehe anwendet."

„Ich bin allerdings anderer Meinung und ließe mich von Ihnen, gnädige Frau, gern darum beneiden; wenn ich auch zugeſtehen muß, daß ein reicher Schwiegerpapa nicht zu den unüberwindlichen Ehehinderniſſen zählt.

„Ich bin geſpannt, lieber Doktor, Ihre Anſicht zu hören, die ja gewiß recht intereſſant ſein wird. Mit Vergnügen ließe ich mich bekehren."

„Ich bin zwar kein Freund von Proſelytenmacherei — indeß nach dieſer Richtung mache ich eine Ausnahme. — Gut denn! Wenn Sie geſtatten, meine Gnädige, will ich Ihnen gleich meine Theſen entwickeln — vorher aber erlauben Sie, daß ich Ihr leeres Glas fülle — etwas Anfeuchtung kann unſeren Kehlen nur dienlich ſein."

„So — und nun entwickeln Sie, ſoviel Sie wollen, Herr Doktor, ich bin ganz Ohr."

Und ich entwickelte.

„Eine Ehe, meine Gnädigſte, welche lediglich Geld-Intereſſen ohne wahre Herzensneigung zur Vorausſetzung hat, iſt unter allen Umſtänden eine unglückliche und koſtſpielige Spekulation und eine ſolche Ehe iſt im wahrſten Sinne des Wortes eine Luxusſache. Im gewöhnlichen Leben bin ich ein ſchlechter Rechner, aber auf die Arithmetik der Ehe verſtehe ich mich ganz vortrefflich, und ſo will ich Ihnen das Exempel machen."

„Ein Exempel machen — das iſt zu gelungen, lieber Doktor. Ein Rechnen-Exempel doch nicht etwa?"

„Ja, ein Rechnen-Exempel — und zwar ein ſehr einfaches. Denken Sie ſich, gnädige Frau, einen jungen Mann, meinetwegen einen hübſchen, intereſſanten, geiſtreichen. Einen ſolchen wird ſich ohne Zweifel Ihre rege Phantaſie vorſtellen können." —

„Ha, ha, ha! Das iſt zu gut." — —

„Dieſer junge, hübſche, intereſſante und geiſtreiche Mann iſt Beamter mit einem jährlichen Einkommen von 4500 Mark. Er fühlt das Bedürfniß, ſich einen eigenen Hausſtand zu gründen. — — —"

„Aber, mein Gott, das kann er doch bei dieſem geringen Einkommen nicht —"

„Er fühlt aber das Bedürfniß dazu, meine Wertheſte, ob er eine Ehe begründen kann, iſt eine andere Frage. Wenn Sie mich weiter entwickeln laſſen wollten, werden Sie aber auch einſehen, daß er es kann!"

„Zu dieſer Einſicht werde ich nie kommen, lieber Doktor. Ich kenne das Leben —"

„Sie werden dazu kommen. — Der junge Mann nimmt ſich eben ein vermögendes Mädchen zur Frau."

„Dann natürlich!"

„Sehen Sie, meine Gnädigſte. Er nimmt ein vermögendes Mädchen, das er nicht zu lieben, ja das er nicht einmal zu achten braucht, das ihm vielleicht ſogar eine gewiſſe Antipathie einflößt. Was thut's, er will Vermögen."

„Und was nennen Sie Vermögen, lieber Doktor?"

„Nun, greifen wir nicht zu hoch, ſagen wir 90000 Mk. . . . . Ein Mädchen mit ſolcher Mitgift wird zwar ein junger Mann mit 4500 Mk. jährlichen Einkünften nicht bekommen. Denn was ſind 1500 Thaler in einem Jahre! Kapitaliſirt wird bekanntlich das Vermögen der Frau, nie das Einkommen des Mannes. Aber nehmen wir an, er bekommt ein ſolches. Dann wird es ſich fragen, welche Anſprüche ein Mädchen mit 90,000 Mk. Mitgift macht. Ich wage nun zu behaupten, daß dieſe Anſprüche in keinem Verhältniß ſtehen zu ihrer Mitgift, daß die Mehrkoſten, welche die Ehe dem Manne verurſachen, ja, daß die perſönlichen Bedürfniſſe an Toilette 2c. das Jahr hindurch vielleicht ſchon die jährlichen Zinſen, die ihr eingebrachtes Vermögen abwirft und die zu 4 pCt. nur 3600 Mark betragen, weit überſteigen dürften. Der Mann wird dann aus eigenen Mitteln das Fehlende noch beſtreiten müſſen. Dafür hat er aber die Genugthuung: eine reiche Frau zu beſitzen."

„Wie Recht Sie haben, lieber Doktor" — unterbrach mich jetzt in fieberhafter Haſt meine blonde Interpellantin — „wie merkwürdig Recht! Nun begreife ich erſt —"

„Warum ich nicht heirathe? Iſt's nicht ſo, meine Gnädige?"

Sie nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Ja, ja, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen — deshalb heirathe ich nicht! Die reichen Mädchen ſind zu anſpruchsvoll . . ."

„Und die armen?"

„Nicht minder!"

„Doktor, Sie urtheilen zu hart über uns. Es giebt Gott ſei Dank noch Mädchen, welche ihre Anſprüche ihrer Liebe zu opfern wiſſen."

„So, giebt es wirklich noch ſolche?"

„Unzweifelhaft!"

„Nun denn, meine Gnädigſte, auf dieſe weißen Raben laſſen Sie uns anſtoßen. Mein Hoch gilt alſo den liebenden Mädchen!"

* * *

Die Gläſer klangen hell aneinander und „Hoch! Hoch! Hoch!" erſcholl es durch den menſchenleeren Salon. Erſt jetzt hatten wir gemerkt, daß wir allein waren. Die Geſellſchaft hatte ſich in die Nebenzimmer begeben und auch meine Nachbarin zur Linken war lautlos von meiner Seite gewichen.

Hans Löwe.

Die Engelmacherin.

Berliner Skizze von Max Kretzer.

[Nachdruck verboten.]

„Kennen Sie Frau Rührmund, meine Gnädige? Nicht? Wie ſollten Sie auch? Die Sphäre, in der Sie ſich bewegen, ſchließt dieſe Bekanntſchaft von vornherein aus, die reine Luft des Thiergartens, die Sie täglich athmen, iſt frei vom Dunſt der Arbeiterviertel und jenem aus dem Geruch von Menſchenſchweiß, aufgehängter Wäſche und Küchenabfällen zuſammengeſetzten fragwürdigen Duft, den man am beſten mit den Worten „Es riecht nach Armuth" bezeichnet. Und doch würde Ihnen der Name nicht ſo fremd erſcheinen, erinnerten Sie ſich nur unſeres letzten Geſpräches. Es war von jenen beklagenswerthen Geſchöpfen die Rede, welche vergeblich nach einem Vater rufen. Ein Zeitungsblatt, auf welches zufällig Ihr Blick fiel, gab die Anregung.

„Sechstauſend außereheliche Kinder wurden im vorigen Jahre in Berlin geboren?!" riefen Sie aus und fügten hinzu: „Das iſt ja fürchterlich! Was wird aus dieſen Kindern, wo bleiben ſie?"

Als Antwort begann ich Ihnen eine Geſchichte aus jenen Tagen zu erzählen, wo ich von früh bis ſpät nach meinem erſten Verleger ſuchte; ich nannte Ihnen flüchtig den Namen einer Frau, mit der ich weit draußen in einer Vorſtadt Thür an Thür wohnte. — Ach, ich ſehe im Geiſte, wie Sie verſtändnißinnig nicken und höre Sie ſagen: Ich entſinne mich jetzt, wir wurden damals durch einen mißliebigen Beſuch geſtört; benutzen Sie nur die Gelegenheit und fahren Sie fort zu erzählen.

Alſo: Frau Rührmund, genannt die Mutter der Engel — — Sie lächeln? Ich verſtehe: Sie finden dieſe Bezeichnung komiſch; ich nur ſatyriſch. Mein Stubenkollege, ein verpfuſchter Student der Philoſophie, ein guter Junge, der heute irgendwo in Amerika ſein Daſein friſtet, hatte ſie aufgebracht, als wir in der Stille eines Sommerabends im offenen Fenſter lagen, die Dampfwolken des ehrlich getheilten Tabaksreſtes der jenſeitigen Häuſerreihe entgegen blieſen und dem ſtill verrauſchenden Leben des tief unter uns brütenden Berlins lauſchten. Entſetzliches Kindergeſchrei ſchallte aus dem Fenſter unſerer Nachbarin, eine Pauſe trat ein, dann ein Röcheln, ein leiſes Gurgeln — ein ſeltſamer überirdiſcher Ton, als wolle ein kleines Weſen noch einmal in einem einzigen Laut alles das ausdrücken, was es bisher gelitten hatte. Todtenſtille — die gleichgiltige, blecherne Stimme einer Frau: „Es iſt alle mit ihm, Anna lauf zum Doktor!" Der Philoſoph blickte zum ſternenklaren Himmel empor und ſagte: Die Mutter der Engel iſt eine brave Frau, ſie ſorgt dafür, daß die Wanderung kleiner Seelen im beſten Gange und ihr Schuldbuch da oben ewig offen bleibe. Unſere Wirthin im Fenſter links hatte das vernommen, und am andern Tage ſprach die ganze Nachbarſchaft nur von der „Mutter der Engel".

Man würde ſich eine durchaus falſche Vorſtellung von der Pflegefrau recte Engelmacherin Frau Rührmund machen, malte man nach dem ſoeben Gehörten ſie ſich im Geiſte als ein häßliches, ſchmutziges Weib mit ſchlechten Manieren aus. Im Gegentheil — ſie wiegt ſich elegant in den Hüften, die weiße Haube leuchtet, der Mund lächelt, ſobald es gilt den „Kundinnen" gegenüber zu repräſentiren. Frau Marthe im „Fauſt" könnte ihr als Vorbild gedient haben.

Wie an ihrem Aeußern, ſo ſieht auch in ihrer Wohnung Alles blank und ſauber aus; vom blitzenden Meſſingknopf der Klingelſchnur bis zu den milchfarbenen Gardinen, welche dem Nachbar vis-à-vis unſchuldsvoll in die Scheiben leuchten, und dem zinnernen und kupfernen Kochgeſchirr, das die Bretter der Küche ziert. Die Rührmunden hält auf Ordnung in ihrem Haushalt — „von wegen die Polizei", wie böſe Zungen behaupten. Sauberkeit und Solidität machen immer einen guten Eindruck — Niemand weiß das mehr zu ſchätzen, als Madame im vierten Stock rechts; ſo etwas imponirt, raubt das Mißtrauen und wahrt die Reputation. Wollte man den Hauswirth fragen, wer am pünktlichſten die Miethe in der Kaſerne bezahle, ſo würde in der Antwort der Name Rührmund unausbleiblich ſein; und würde man ihn weiter darüber inquiriren, wer ſich am ruhigſten den Flurnachbarn gegenüber verhalte, ſo müßte man ſich mit der Nennung deſſelben Namens beſcheiden. Schließlich wäre es nicht unerhört, die Worte über ſich ergehen zu laſſen: Die Rührmunden iſt eine gute, gottesfürchtige Frau. Sie bringt ihr Leben damit hin, gegen geringes Entgelt arme Kinder wie die eigenen zu hegen und zu pflegen.

Ja, ja — es ſind die ſchlimmſten Böſewichte nicht, die auf den erſten Blick als ſolche ſich zeigen; und der Schein erhält das Sein.

Die Mutter der Engel hat wie alle Menſchen, welche mit der Zeit ein Raffinement ſich angeeignet haben, das grade genügt, um die Welt zu täuſchen, ihre Antecedentien. Ihr Seliger war einer jener Männer, welches Alles verſuchen und denen nichts gelingt, weil ſie nichts Vernünftiges gelernt haben. Dieſer verfehlte Beruf treibt zum Agententhum: Geldvermittler, Commiſſionäre für die verſchiedenſten Dinge, Rathgeber in heiklen Angelegenheiten, in denen das Zuchthaus eine große Rolle ſpielt, ſind die Titulaturen derer, welche in dieſem ſchmutzigen Strome ſchwimmen. Madame Rührmund hatte alſo eine gute Schule. Als ſie Wittwe ward, legte ſie ſich aufs Zimmervermiethen, wobei es nicht immer ſehr reinlich zuging. Dann kam ihr ein ihrer Meinung nach glücklicher Gedanke, den ſie ausführte: ſie machte einen Hebammen-Kurſus durch und ließ am Hauſe ein elegantes Schild anbringen mit dem bekannten Draht, der die Wand hinauf zu laufen ſcheint. Was lernte Madame in ihrem neuen Metier nicht Alles, was für Einblicke in gewiſſe Familienverhältniſſe bekam ſie nicht! Sie hätte jedenfalls auf noch mehr Kundſchaft hoffen dürfen, als ſie nach zweijähriger Etablirung bereits beſaß, wenn ihr nicht als „kluge Frau" eine kleine Unregelmäßigkeit paſſirt wäre, die ſie auf die Anklagebank brachte. Zu ihrem Glücke wurde ſie wegen Mangels von Beweiſen vor dem Wollſpinnen in „ausgewählter Geſellſchaft" gerettet, aber der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18881209034/fragment/page=0001

ferneren Ausübung ihres Berufes für verluſtig erklärt. Ihre neueſte und erfolgreichſte Periode begann.

Eines Tages ging ſie durch die Straßen, als ihr Fräulein Meta begegnete: eine leichtſinnige Ladenmamſell aus der Kommandantenſtraße. Wie ein aufgeblähter Pfau kam ſie daher gerauſcht. Der Puppenkopf drehte ſich jedem Schaufenſter zu, um in der Spiegelſcheibe das ſchwarze Satinkleid mit unzähligen Volants einer Muſterung zu unterwerfen. Fräulein Meta zeigte trotz alledem eine mürriſche Miene. Ihre Stiefmutter, der das Benehmen der Tochter nicht mehr behagte, hatte ſie ſammt ihrem Kinde vor die Thür geſetzt. Für das letztere, welches zeitweiſe bei einer Freundin aufgehoben war, mußte alſo eine Pflegefrau beſchafft werden. Madame Rührmund hatte ſofort ihren Plan gemacht. Hier war ein Stück Geld zu verdienen, ohne daß man viel zu riskiren hatte. Dieſer liebe, ſüße, gute Engel von Kind, mit den großen blauen Augen, ſollte in ganz fremde Hände kommen? Gott bewahre! Zu was wäre ſie, die allbekannte Rührmunden mit dem guten Herzen, denn vorhanden, wenn ſie nicht ſolcher Würmer ſich annehmen ſollte?! Fräulein Meta war hocherfreut, man wurde bald einig, und die „herzensgute Frau“ übernahm das Kind. Die Rührmunden ließ ſich das Pflegegeld, pro Monat acht Thaler, für jedes Quartal vorausbezahlen; nachdem vier Monate vergangen waren, ſtarb der Knabe — an Entkräftung meinte der Arzt, an Brechdurchfall verſicherte die Mutter des „erſten Engels“ jedermann im Hauſe; die Milch tauge in der ganzen Gegend nichts! Dieſer ſüße kleine Knabe, was hätte aus ihm nicht Alles werden können! Wie lieb habe ſie ihn nicht gehabt? Verſtohlen fuhr die Hand nach dem Auge, um eine Thräne zu ſuchen, die jeder Zuhörer erwartet haben würde, nur nicht ſie. Als Fräulein Meta am ſelben Abend, benachrichtigt von dem Tode des Kindes, die vier Treppen emporgeſtiegen war, heulte ſie auf nach der Manier von trauernden Menſchen, denen das Schluchzen nicht aus der Seele kommt, die aber durchaus ihren Schmerz beweiſen wollen. Sie beruhigte ſich jedoch bald. Alles in Allem genommen, war das Kind ihr doch eine rechte Laſt geweſen. Da es einmal da war, mußte man in ſeine Exiſtenz ſich fügen, nun aber war es jedenfalls beſſer aufgehoben. Der Stein des Anſtoßes, der den Weg zu einer Ehe, auf welche man doch wie jedes andere Frauenzimmer hoffte, verſperrte, war ſo zu ſagen aus dem Wege geſchafft, man konnte leichter athmen, ſorgenloſer der Zukunft entgegen gehen.

Nicht wahr, meine liebe Frau Rührmund, Sie beſorgen doch alles Nöthige zur Beerdigung? Wir wollen das in aller Stille machen. Hier ſind meine Papiere und vorläufig hundert Mark. Anſtändig ſoll es begraben werden. Du lieber Himmel, es hat nicht ſollen ſein! — Fräulein Meta, das lebende Reſultat ſchlechter Erziehung und des frühen Einfluſſes entſittlichender Umgebung in einem „Bazar“, zerdrückte die letzte Thräne in ihrem Auge und begann zur Entſchädigung für die Abwälzung der Begräbnißvorbereitungen auf Madamens Schultern von der Landparthie am Nachmittage des morgigen Sonntags zu ſprechen, deren wegen ſie am Vormittage noch viele Laufereien habe; die Putzmacherin müſſe an der Garnirung des Hutes noch etwas ändern, Handſchuhe fehlten noch, und ſo weiter.

Während die Rührmunden die Phraſe von den „Todten, die am beſten aufgehoben ſind“, zum Beſten gab und raſch nach der Banknote griff, begegneten ſich die Augen Beider. Die Blicke ſagten Alles: Ich weiß, ich habe Dir eine Wohlthat gethan, und: Ich bezahle Dich anſtändig dafür!

Zwei Tage ſpäter in der Dämmerſtunde wurde der ſchmuckloſe Sarg (Madame hatte natürlich den billigſten ausgeſucht) in aller Stille nach der Leichenhalle des neuen Thomaskirchhofes, weit draußen an der Britzer Chauſſee gelegen, geſchafft. Und nach abermals zwei Tagen ſtand die Rührmunden mit Fräulein Meta an der offenen Gruft einer jener langen friſch aufgeworfenen Gräberreihen, deren kleine Hügel darauf hindeuteten, daß hier nur Stätten für die kleine Welt zu haben ſeien.

Die achte Reihe, Numero fünf — merken Sie ſich das, meine Liebe, ſagte Frau Rührmund unterwegs, das weiße Taſchentuch noch immer an die Augen drückend. Dann fügte ſie hinzu: Wir gehen doch eine Taſſe Koffee trinken?

Der kleine Hügel iſt längſt verfallen, der Stab mit der Nummer liegt ausgeriſſen daneben. Fräulein Meta tanzt jeden Abend im „Geſellſchaftshauſe“ . . . .

Seit jener Zeit hat die Mutter der Engel ihren Ruf als Pflegefrau begründet und erweitert. Man empfiehlt ſie unter einander, die vier Wiegen werden niemals leer. Es iſt ein öffentliches Geheimniß, daß ſie Kinder zu Engeln mache, die Polizei blickt ihr auf die Finger, — aber Beweiſe ſind ihr noch nicht erbracht worden. Die jungen Mütter bauen auf ſie, und das iſt maßgebend. Päppelkinder im zarteſten Alter nimmt ſie am liebſten auf. Wer will für das Leben eines wenige Monate alten Weſens bürgen? Schlechte Nahrung, ſchlechte Luft, Unreinlichkeit, — und der Schatten des Todes ſenkt ſich langſam aber ſicher auf die unſchuldigen Züge. Madame profitirt bei jedem Todesfall. Gewöhnlich hat ſie das Pflegegeld vorausbezahlt bekommen — ohne dies thut ſie es niemals, — und bei dem Begräbniß fällt immer etwas ab. Viel Aerger hat ſie mit den Kindern nicht; ſchreien ſie zu ſehr und wollen durchaus nicht ſchlafen, ſo genügt ein Löffel voll Rum oder irgend etwas Anderes, um die Augenlider ſchwer zu machen. Anna, ein ſchiefgewachſenes Mädchen von fünfzehn Jahren, das in die Fußſtapfen ihrer Herrin und Gebieterin tritt, leiſtet ihr dabei vortreffliche Dienſte. Sie nimmt zwei Kinder wie zwei Bündel Flicken und treibt ſich mit ihnen an Sommertagen auf der Straße umher, ſetzt ſie ſchließlich in einen Winkel und amüſirt ſich mit den halbwüchſigen Jungen ihrer Bekanntſchaft.

Die Rührmunden beſitzt eine vortreffliche Beobachtungsgabe. Ein Blick auf die vor ihr ſtehende neue „Kundin“ genügt, um ſie nach dem Werth ihres Leichtſinns, ihrer Solidität und vor Allem ihrer Zahlungsfähigkeit zu taxiren. Fabrikarbeiterinnen, falls ſie ihr nicht von guter Seite empfohlen werden, weiſt ſie grundſätzlich ab, gebraucht aber die Ausrede, daß ſie keinen Platz habe, und giebt ihnen die Adreſſe einer „Kollegin“, die weniger heikel iſt und von der ſie ihre Proviſion bekommt. Beſuch, von dem ſie etwas zu erwarten hat, empfängt ſie höchſt freundlich und regalirt ihn mit Kaffee und Kuchen. Jungen Müttern, die eine Affenliebe für ihre Kinder zeigen, begegnet ſie mit Mißtrauen; ſie haben die Augen überall und könnten gefährlich werden.

Des Sonntags iſt Empfangstag. Die Kinder ſind gebadet und ſauber angekleidet. Madame beugt ſich Angeſichts ihres Beſuches über die Bettchen und ſchäkert mit „ihren Lieblingen.“ Die Rührmunden iſt von ſeltener Gefälligkeit, beſorgt Alles für — Geld.

Es klingelt. Herein tritt Helene Zimmermann. Die Zimmermann iſt ein langes, mageres und verblühtes Geſchöpf, dem nur die wirklich regelmäßigen Geſichtszüge und ein hübſches Augenpaar etwas Angenehmes verleihen. Sie geht ſehr ärmlich gekleidet, arbeitet als Sortirerin in einer Tabaksfabrik, verdient bei ſechzigſtündiger Arbeitszeit ſieben Mark wöchentlich und iſt bruſtkrank. Die Rührmunden hat ſie benachrichtigt, daß ihr zwei Monate altes Mädchen, das in ſehr ſchwachen Zuſtänden aufgenommen wurde, verſtorben ſei. Die Zimmermann jammert, denn ſie hat ihr Kind lieb gehabt, und kann den plötzlichen Tod nicht begreifen, während die Rührmunden dieſen Schmerz nicht verſteht. Das Begräbniß ſoll ſo einfach wie möglich ſein, denn viele Mittel ſind nicht vorhanden. Frau Rührmund fängt an zu rechnen. Den Leichenwagen könnte man ſparen. Für zwei Mark erklärt ſie ſich bereit, den Sarg ſelbſt nach dem Kirchhof zu beſorgen. Mit ſolch einem kleinen Weſen brauche man nicht viele Umſtände zu machen! In der Dämmerung hüllt ſie ſich in einen weiten Mantel, ſchlägt ihn über den kleinen Sarg, ſetzt ſich in eine Droſchke und tritt in Begleitung Helenens, die natürlich den Wagen noch bezahlen muß, den Weg an. Es iſt ein kalter Novembertag, der Wind fährt über die Stoppeln und treibt die welken Blätter über die Gräber, die Schollen raſſeln, die Arbeiterin ſchreit laut auf und die letzte Ehre iſt erwieſen.

„Schrecklich!“ höre ich Sie ſagen, meine Gnädige. Sie beugen ſich über ihre ſchlafenden Kinder und berühren mit zärtlichem Blick deren Lippen. „Und exiſtirt die Rührmunden noch?“ fragen Sie. Ich erwidere: Sie lebt, ſie lebt und webt als Vertreterin einer ganzen Gattung. Es mag Abweichungen geben. hin und wieder mögen beſſere Charaktereigenſchaften zu Tage treten, aber das Gewerbe iſt iſt vorhanden. Rouſſeau beginnt ſeinen „Emil“ mit den Worten: „Alles iſt gut, geht es aus den Händen des Schöpfers hervor; Alles entartet unter den Händen des Menſchen.“

Und ich möchte behaupten: Es giebt ſtrafloſe Verbrechen, welche die entſetzlichſten an der Menſchheit ſind.

Die rechte und die linke Hand.

Von E. Redenhall.

Iſt der Vorzug, den man gewöhnlich der rechten Hand als Werkzeug der Thätigkeit gibt, Naturereigniß oder Gewohnheit? Man hat ganz verſchiedene Antworten auf dieſe Frage gegeben. Der Umſtand, daß alle Völker jenen Vorzug anerkennen, iſt allerdings ein ſtarker Beweis für eine Natureinrichtung, wie wäre ſonſt eine derartige Uebereinſtimmung unter Völkern zu erklären, die durch Zeit und Raum getrennt und durch Lebensgewohnheiten ſo verſchieden ſind? Die Chineſen und einige andere Völker betrachten zwar die linke Seite als die Ehrenſeite, aber noch kein Volk hat den Gebrauch der linken Hand zu praktiſchen Zwecken vorgezogen. Gegen den natürlichen Vorzug der rechten Hand hat man unter Anderem eingewendet, daß, wenn derſelbe begründet wäre, ſich etwas Aehnliches bei den Thieren finden müſſe. Man finde aber nicht, daß Pferde oder Ochſen auf der rechten Seite ſtärker ſeien und bei den Thieren, deren Vorderfüße gleichſam als Hände dienen, gebe es nicht nur eine Gleichheit zwiſchen Beiden, ſondern oft einen Vorzug der linken Hand, wie bei den Eichhörnchen und den Affen. Aehnliches zeige ſich bei dem Papagei, der häufiger mit dem linken, als mit dem rechten Fuße die Nahrung nehme. Dagegen aber läßt ſich einwenden, daß die eigenthümliche Beſtimmung des Menſchen in dieſem wie in anderen Fällen eine beſondere Einrichtung erfordert, die bei anderen Thieren nicht nöthig iſt. Diejenigen, die den Vorzug der rechten Hand nur für die Folge der ſeit der Kindheit erlangten Gewohnheit halten, nehmen an, daß beide Hände, auf gleiche Weiſe geübt, gleiche Leichtigkeit erlangen würden. Niemand hat dies anziehender dargeſtellt als Benjamin Franklin. „Wir ſind zwei Schweſtern,“ — führt er die linke Hand redend ein, „und die beiden Augen des Menſchen können ſich nicht ähnlicher ſein, noch in beſſerem Verſtändniſſe miteinander leben, als meine Schweſter und ich, aber die Parteilichkeit unſerer Eltern hat den kränkendſten Unterſchied zwiſchen uns gemacht. Von meiner Kindheit an hat man mich gewöhnt, meine Schweſter als ein höheres Weſen zu betrachten. Ich mußte ohne allen Unterricht aufwachſen, während bei der Erziehung meiner Schweſter nichts geſpart wurde. Sie iſt im Schreiben, in der Muſik, im Zeichnen unterrichtet worden, aber wenn ich mir etwa einfallen ließ, einen Bleiſtift, eine Feder, eine Nadel anzurühren, ſo bekam ich ſtrenge Verweiſe, und oft bin ich geſchlagen worden, weil ich ungeſchickt und unbeholfen wäre. Es iſt zwar wahr, daß meine Schweſter bei einigen Verrichtungen meinen Beiſtand annahm, aber ſie war dabei die Anführerin und rief mich nur, wenn ſie mich brauchte, oder wenn ich an ihrer Seite figuriren ſollte.“

So gewiß es aber auch bei der Erziehung wichtig iſt, die linke Hand nicht weniger zu üben als die rechte, ſo iſt doch die Frage ſelbſt durch die Bemerkung des engliſchen Anatomen Bell wohl am beſten beantwortet worden. „In Hinſicht auf Lebensbequemlichkeit,“ ſagt er, „und um uns behende und gewandt zu machen, kann wohl gar nicht die Frage ſein, welche Hand gebraucht oder welcher Fuß vorgeſetzt werden muß. Hat man uns dies gelehrt, oder hat uns die Natur dazu geführt? Es iſt zu bemerken, daß ſich auf der ganzen rechten Seite des Körpers ein Unterſchied findet, und daß die linke ſchwächer iſt, ſowohl hinſichtlich der Muskelkraft als der Lebensthätigkeit überhaupt. Die Entwickelung der Organe der Thätigkeit und Bewegung iſt ſtärker auf der rechten Seite, wie man ſich leicht durch das Maß oder durch das Zeugniß des Schneiders oder des Schuhmachers überzeugen kann. Allerdings iſt dieſe Ueberlegenheit das Ergebniß einer häufigeren Uebung der rechten Hand, aber die Eigenheit erſtreckt ſich auf die ganze Leibesbeſchaffenheit, und Krankheiten treffen die linke Seite öfter als die rechte. Balletttänzer machen die ſchwierigſten Künſte mit dem rechten Fuße, aber ſie müſſen den linken Fuß, eben weil er ſchwächer iſt, doppelt ſo viel über, als den rechten, um bei ihren Kunſtleiſtungen nicht ungewandt zu erſcheinen. Werden ſolche Uebungen verſäumt, ſo wird der rechten Seite ein Vorzug gegeben, der die Anmuth der Bewegungen ſtört. Gehen wir hinter jemand her, ſo werden wir ſelten eine ganz gleichmäßige Bewegung bemerken, und wir finden, daß der linke Fuß nicht ſo feſt auftritt als der rechte, und daß die Zehen desſelben mehr einwärts ſtehen als an dieſem. Bei dem eigenthümlichen Bau der Frauen und bei der Elaſtizität ihres Schrittes, die mehr durch die Bewegung der Knöchel als der Hüften entſteht, zeigen ſich Gebrechen des linken Fußes, wenn ſie vorhanden ſind, auffallender in ihrem Gange. Kein Knabe hüpft auf dem linken Fuße, wenn er nicht links iſt. Der Reiter ſetzt den linken Fuß in den Steigbügel und ſchwingt ſich mit dem rechten auf. Die natürliche Beſchaffenheit des Körpers gibt der rechten Hand den Vorzug, der keineswegs willkürlich iſt. Wer links iſt, fühlt am meiſten die Vorzüge dieſer Einrichtung von dem Oeffnen einer Zimmerthür bis zum Oeffnen eines Federmeſſers.“

Mannigfaltiges.

„Kleine Blumen, kleine Blätter.“

Ohne das Heilige wird in dem Staate das Gute verwelken,
Welches aus jenem erwächſt, wie aus der Wurzel der Baum.
Kinder bepflanzen die Erde mit abgehauenen Zweigen;
Aber nach Eintagspracht dörret das Gärtchen dahin.
Alſo verdorret der Staat, wenn nicht in den Herzen der Bürger
Wurzelt die heilige Kraft, welche das Sittliche nährt.
Raubt ihr die göttliche Liebe, ſo gebet Geſetze wie Götter,
Und der entgöttlichte Staat ſtirbt in der Sünde dahin.
Wilhelm Beſte.

Da's an Gefühl uns ſelbſt nicht gebricht
Und auch der Gedanken ermangeln wir nicht,
So müßt ihr, wollt ihr uns recht erquicken,
Ihr Dichter, uns eben Geſtalten ſchicken.
Gottfried Kinkel.

Charade.

Mit den zwei erſten wohl verſehen,
Streif' ich durch Thäler, über Höhen,
Seh' neidlos, die mit Wohlbehagen
Sich von der dritten laſſen tragen.
Als Ganzes lob ich mir das Wandern
Im Lenz, von einem Ort zum andern.

Arithmogriph von Anton Haring.

a

	4	1	7	5	3	2	5	Leuchte
	13	1	11	8	2	2	1	Bezeichnung für Herrin
	6	9	11	5	7	5	2	Gebirgsland
b	1	3	7	5	13	10	6	d Tochter des Zeus
	7	3	5	14	10	6	8	Italieniſche Stadt
	12	15	11	3	1	2	7	Vorrichtung in Rohrleitungen der Waſſerwerke
	6	7	8	4	4	5	2	Grubenbau

c

Die Zahlen obigen Schemas ſind durch Buchſtaben zu erſetzen. Die gefundenen Buchſtaben a—b—c—d—a ergeben den Namen eines Componiſten.

Löſungen aus Nr 49.

1. Anagramm: Bauer, Auber.
2. Räthſel: Pennal, Alpen.

Correſpondenz zu Nr. 49.

G. Dreyhaupt, F. Börner, Hugo Schäfer in G. alles richtig. Familie Krütgen, Meta Müller, M. S. 1 richtig. Helene Zürller, Ernſt W., A. Weber 2 richtig.

Verantwortlich Julius Munckelt. — Plötz'ſche Buchdruckerei (R. Nietſchmann) in Halle.